

„Vater unser . . .“

Eine Erfahrung des Gebetslebens scheint sich doch bei unsagbar vielen Gläubigen zu wiederholen. Vom Mund der Mutter belehrt und von frommen Mutterhänden geleitet lernten wir schon als Kinder die wesentlichen Formeln des christlichen Gebetslebens in andächtiger Haltung sprechen. Es waren in der That zunächst Formeln, ohne verständlichen Inhalt für uns. Denn was besagt Kindern „Geheiligt werde dein Name, Zukomme uns dein Reich“ und vieles andere? Aber wir lernten es doch, daß wir vor Gott dem Herrn ständen oder knieten, dem Ehrfurcht gezieme. Ja, wir verstanden es allmählich, beim Aufsagen der Gebete unsern eigenen kindlichen Sinn sprechen zu lassen und auf unsere Art zu beten; eine Art, die freilich in manchen Punkten das Bächeln der Erwachsenen hervorrief, wenn wir — was nur selten geschah — unsern Gebetsgedanken den Ausdruck kindlicher Worte verliehen.

Wir wuchsen heran. Das Bewußtsein des eigenen Ich erwachte. Der Trieb zu selbständigem Denken und Handeln zeitigte bald auch das Bedürfnis zu innerlich erfaßtem Gebet als Ausdruck des eigenen Seelenlebens. Wir schauten unsere gelernten Formeln an und merkten zu unserem Erstaunen, daß sie uns wenig Inhalt boten und oft keine religiösen Gefühle in uns wachriefen. Wir suchten beides in ihnen zu finden. Doch dem frisch und ursprünglich flutenden Leben konnten die Erfolge kein Genüge tun und keine Anregung bieten. Elternhaus und Schule aber griffen, wie so oft in diesen kritischen Stunden, entweder überhaupt nicht ein oder erst, wenn es zu spät war. Besorgt, wenn nicht gar erschrocken mußten wir in uns eine gewisse Abneigung, manche auch einen ständig wachsenden Widerwillen gegen die Gebete beobachten, die uns als heiligstes Erbgut anvertraut wurden.

Und nun gehen die Wege der einzelnen auseinander. Dem einen spielt der Zufall ein belehrendes Buch in die Hände, dem andern offenbart ein treues Freundeswort, daß die starre Schale einen lebensfähigen Kern und Keim in sich birgt, der nur auf den Augenblick harret, wo eine verständnisvolle Seele ihn befreit. Seltener wohl teilt sich das Licht der göttlichen Gnade dem Suchenden unmittelbar mit. Häufig wird die Formel

abgetan oder nur da gebraucht, wo die Pflicht ein Abbeten fordert: „die Kirche wird ja wissen, wozu sie es auferlegt“. Bei vielen überträgt sich in unsern glaubensschwachen Tagen die Abneigung gegen bestimmte Gebetsformeln auf das Gebet überhaupt; es hat jeden Sinn für sie verloren, und es erscheint ihnen menschenunwürdig, „zu einem Gott zu beten, der mit der ewigen Hölle droht“. Andere beten wohl noch, aber „nur im Geiste“, was nicht selten eine Entschuldigung für die Körperhaltung bei ihrem Gebete bedeutet, deren Nachlässigkeit sie selbst einem Mitmenschen gegenüber erröten lassen würde.

Es mag daher von Interesse sein, der Grundformel des christlichen Gebetslebens, dem Gebete des Herrn, unsere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Von Christus selbst uns gegeben, enthält es eine Zusammenfassung der gesamten Heilswahrheiten, offenbart das tiefste Eingehen auf unsere menschlichen Wünsche und nimmt teil an dem Merkmal aller göttlichen Werke, dem einfachsten Gemüthe wie dem größten Gelehrten eine nie versagende Quelle wahrer und fesselnder Anregung zu sein. Den Gebildeten unserer Tage bietet zudem gerade dieses Gebet nicht geringe Schwierigkeiten; ihr religiöses Wissen steht leider nur mehr selten auf der Höhe der Allgemeinbildung, und es ist ihnen daher mehr als dem Manne aus dem Volke versagt, das persönlich Erlebte in Verbindung zu bringen mit einem objektiv Gegebenen¹. Inhalt und Aufbau des Gebetes werfen schließlich belehrende Streiflichter auf Fragen des Gebetslebens überhaupt, die für viele von der größten Bedeutung sind.

Vater. Morgenröthe und Frühlingserwachen breitet das Wort über die betende Seele aus. Lichtumstrahlt und liebeumwoben senkt es sich auf sie herab, öffnet die Tore zu einer andern Welt und bietet Fernsichten von nie geahnter Schönheit und wahrhaft göttlichem Reichtum.

Vater. Wie selbstverständlich fließt es über unsere Lippen. Leider; denn es ist gar nicht selbstverständlich, daß wir zu Gott dem Unendlichen, dem Schöpfer des All, dem absoluten Herrn der Welt „Vater“ sagen dürfen. Wir brauchen uns nicht gerade jenes durchaus unchristliche Zerrbild Gottes als eines furchtgebietenden Tyrannen und quälenden Sklavenaufsehers zu eigen zu machen, das nicht wenigen Gläubigen unserer Tage

¹ Auf die naheliegende Frage, warum und wie weit es überhaupt ratsam sein kann, dem Gebete bestimmte Formeln zugrunde zu legen, ist in den letzten Jahren bei den Erörterungen über die Liturgie so viel Treffendes und Schönes geantwortet worden, daß es hier überflüssig erscheinen mag, darauf einzugehen.

infolge einer erschreckenden Verbildung ihres religiösen Lebens marternd vor-schwebt. Wahr aber ist, daß die Heilige Schrift für die natürliche Ordnung der Dinge aus den sozialen Zuständen der damaligen Zeit heraus keinen andern Vergleich für das Verhältnis von Gott und Mensch kennt als jenen von Herrn und Sklaven. Nicht ohne Grund. Als Gott den Menschen schuf, gab er ihm Rechte und Pflichten, wie er wollte und soweit er wollte. Der Daseinszweck des Menschen mußte wie der der ganzen Schöpfung die Verherrlichung Gottes durch Anerkennung und Dienst sein. Auch die natürliche Glücksvollendung in einer Unsterblichkeit konnte, vom Standpunkt der Pläne Gottes aus betrachtet, ebensogut ausfallen wie gegeben werden. Freilich mußte Gott seinerseits zu den Verheißungen stehen, die sich aus den dem Menschen gegebenen Rechten ergaben; aber niemand war da, der ihn von vorneherein hätte verpflichten können, solche Rechte zu geben. So verstehen wir den Vergleich vom Herrn und Sklaven. Er hat seine volle Berechtigung, auch abgesehen von einem Strafzustand, den Auflehnung und Sünde wider Gott zur Folge haben mußte. Die Menschennatur als solche ist Gott gegenüber Sklavin. Heißt es ja selbst vom göttlichen Worte zur Umschreibung seiner Menschwerdung: „der sich selbst entäußerte, indem er Sklavennatur annahm und in Menschengestalt auftrat“ (Phil. 2, 7).

Wie kommt es nun, daß wir Gott als Vater anreden? Die Liturgie gibt uns wohl die treffendste Antwort, wenn sie den feierlichen Gesang des Vaterunfers einleitet mit den Worten: Durch heilbringende Anordnung gemahnt und durch göttlichen Unterricht belehrt, wagen wir zu sprechen: „Vater . . .“ Christus der Herr mußte kommen als Känder und Vollender göttlicher Vaterliebe, sonst wäre kein Mensch auf den Gedanken verfallen, sein persönliches Verhältnis zu Gott in diesen Vergleich zu kleiden oder das Wort in seiner tiefsten Bedeutung auf die Wirklichkeit anzuwenden. Wohl bezeichnet sich Jahwe im Alten Bunde als Vater des erwählten Volkes, doch nicht als Vater eines einzelnen Menschen. Auch die heidnische Mysterienfrömmigkeit der ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung kannte den Namen „Vater des All“ und ähnliche, dachte aber nicht daran, diesen trauten Namen als Ausdruck eines sachlich gegebenen Verhältnisses Gottes zur Seele zu nehmen. Er bietet also im Christentum etwas ganz Neues, nie Dagewesenes, Unerhörtes, Ehrfurcht- und Dankgebietendes.

Durch Christi Erlösungswerk sind wir nicht allein von der Sünde befreit, sondern in aller Wahrheit ist uns ein Kindschaftsverhältnis zum Un-

endlichen zuteil geworden. „Ihr habt ja (bei der Taufe) nicht wiederum den Geist der Knechtschaft in Furcht erhalten, sondern ihr habt den Geist der Kindschaft empfangen, in dem wir rufen: „Vater!“ Denn der Geist (Gottes) gibt Zeugnis unserem Geiste, daß wir Kinder Gottes sind. Wenn aber Kinder, auch Erben: Erben Gottes also und Miterben Christi (des Erstgeborenen unter vielen Brüdern) (Röm. 8, 15—17). „Solange wir unmündig waren (vor der Taufe), standen wir als Sklaven unter den Elementen der Welt. Als aber die Zeitenfülle kam, sandte Gott seinen Sohn . . . , damit wir die Sohnschaft empfangen . . . Deshalb bist Du nicht mehr Sklave, sondern Sohn; wenn aber Sohn, dann auch Erbe“ (Gal. 4, 5—7). „Sehet, welche Liebe uns der Vater geschenkt, daß wir Kinder Gottes heißen und sind“ (1 Joh. 3, 1). So klingt es freudig und jubelnd durch alle Briefe der Apostel, ein Widerhall nur jenes Herrnwortes: „So sollt ihr beten: Vater . . .“ (Matth. 6, 9).

Es ist also nichts Gewagtes und Ungesundes, wenn wir das Bewußtsein der Gotteskindschaft freudig dankbar in uns pflegen; nein, es ist gottgewollt. Wer in Sklavensfurcht vor Gott hintritt, hat den Geist des Christentums nicht erfaßt und ist ein Opfer von Bestrebungen geworden, die durch Strenge den Schein der Frömmigkeit erwecken, sie in Wahrheit aber nicht geben. Es mag eine jansenistisch-stoische Frömmigkeit sein, nicht aber eine christliche.

Lassen wir unsere Seele aufatmen, wenn wir aus den Plagen und Enttäuschungen des Lebens vor Gott, den liebevollen Herrn und Vater, hintreten. Lassen wir allen jenen Empfindungen freien Spielraum, die das traute Verhältnis des Kindes zu seinem Vater ausmachen: Ehrfurcht und Glück, Ernst und Freude, Zufriedenheit und Liebe. Das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit werde recht lebendig, die Freude und der Friede des Geborgenseins. Aus dieser Stimmung erwache unser Gebet.

Vater unser¹. Wer so spricht, ist sich bewußt, daß er nicht allein steht, sondern einer Gemeinschaft angehört, daß nicht nur ihn die Kindschaftsgnade beglückt, sondern alle mit ihm Vereinten. So natürlich das soziale Gefühl und Streben nach Zusammenschluß dem Menschen ist, so

¹ Wie oft bei sakralen Formeln, so ist auch hier die früher gebräuchliche Stellung der Worte beibehalten worden; zudem dürfte „Unser Vater“ als Anredeform ebenso ungebräuchlich sein, da wir heute hierbei das Possessivpronomen auszulassen pflegen. Im folgenden begegnet uns „zukomme uns“ statt des heutigen „zu uns komme“.

groß scheint die Gefahr für das Gebetsleben, partikularistisch und individualistisch, ja sagen wir ruhig, egoistisch zu werden. Wie viele beten, als ob Gott nur ihr Vater wäre, als ob der kleine Kreis ihrer Pflichten und Sorgen das Wichtigste auf dieser Erde bliebe; oder wenn sie für andere beten, als ob nur ihre oder ihrer Organisation Tätigkeit das Gebet verwirklichen könnte. Der höchste Grundsatz des Christentums ist die Liebe, und wen man liebt, der ist ein anderes Ich. Die Liebe des Christen aber umfaßt „alle, besonders aber die Glaubensgenossen“ (Gal. 6, 10). Tragen wir Sorge, daß der Vorwurf gegen uns nicht allzubiel Berechtigung erhält: wir seien Christen, aber die Werke der Liebe seien uns fremd, selbst gegen unsere Glaubensbrüder. „Was tut ihr als Christen, was ihr als Nichtchristen nicht auch tötet?“ Der Herr hat bei seinem Abschied das folgenschwere Wort gesprochen: „Die Herrlichkeit, die du mir gegeben, (Vater,) habe ich ihnen gegeben, damit sie eins seien, wie auch wir eins sind; ich in ihnen und du in mir, auf daß sie in der Einheit vollendet seien, und auf daß die Welt daraus erkenne, daß du mich gesandt und sie geliebt hast, wie du mich geliebt“ (Joh. 17, 22 f.). Wie furchtbar wäre es, wenn einst viele gegen uns aufständen und bezeugten, sie hätten aus unserem Leben den Schluß gezogen, das Christentum sei nicht die wahre Religion, weil wir keine Liebe an den Tag gelegt! Daher durchglühe die Liebe beim Gebete unsere Herzen und leite unsere Gedanken und Taten.

Vater unser, der du bist im Himmel. Ist Gott nicht unter uns? Ohne Zweifel; denn „in ihm leben wir, bewegen wir uns und sind wir“ (Apg. 17, 28). Und doch hat dieser Beisatz der Anrede seinen vollen Sinn. Wir wandern hier auf Erden als Kinder Gottes, aber „wir haben keine Heimat im Herrn, solange wir die Heimat im Leibe haben, denn wir wandeln im Glauben und nicht im Schauen“ (2 Kor. 5, 6 f.). Gott hingegen „bewohnt ein Licht, zu dem niemand Zutritt hat“ (1 Tim. 6, 16), und dieses Licht ist eben der Himmel. Als Kinder nun sind wir berufen, einst in jenen geheimnisvollen Lichtkreis einzutreten, der uns die Herrlichkeit Gottes in aller uns zugänglichen Fülle schenken wird. Für uns als Kinder also weilt Gott in besonderer Weise im Himmel; dort ist unsere Heimat, unser Vaterhaus, unser alles. „Unser Wandel aber ist im Himmel, von wo wir auch den Heiland erwarten, unsern Herrn Jesus Christus, der den Leib unserer Erniedrigung umgestalten wird nach dem Bilde des Leibes seiner Herrlichkeit“ (Phil. 3, 20 f.). „Unser Sinn

geht dahin, die Heimat im Leibe aufzugeben und die Heimat im Herrn zu erhalten“ (2 Kor. 5, 8).

Wahr ist es demnach, daß die bloße Anrede an Gott uns in eine andere Welt einführt. Sie hat Voraussetzungen, die dem Nichtgläubigen fremd und unverständlich sind, von den Gläubigen aber nur dann in ihrer ganzen Tragweite erfaßt und umfaßt werden, wenn nicht allein das Leben der Kindschaft notdürftig erhalten ist, sondern das Kindschafts- und Familienbewußtsein zu einer Art freudig-dankbarer, lebendiger Natürlichkeit geworden ist. Ein Kind, das seinen Vater nicht als das treffendste Bild spendender und fürsorgender Liebe kennengelernt und von dieser warmen Liebe umhegt groß geworden, wird niemals im eigenen Hause das rechte Bewußtsein froher Kindschaft haben und stets eine der beglückendsten Seiten des Lebens vermissen. Desgleichen auch eine Seele, der es nicht vergönnt gewesen, sich von dem Kindschaftsgedanken Gott gegenüber durchdrungen zu wissen; ihr bleibt nur übrig, mit den Jüngern recht kindlich und ehrfurchtsvoll zu bitten: „Herr, lehre uns beten“ (Luk. 11, 1), und im täglichen Berufsleben mehr auf den Vater im Himmel als auf die rechnerisch genaue Erfüllung ihrer Pflichten zu achten.

Das Vaterunser stellt sich dar als ein Bittgebet und enthält demnach außer der Anrede nur Bitten. Drei von ihnen haben Gottes Interessen zum Gegenstande, vier unsere eigenen. Wohlgemerkt, nicht unsere eigenen im Sinne ausschließlich der Person des Vaters, sondern im Sinne der Gemeinschaft. „Unser Brot gib uns, vergib uns unsere Schuld, wie wir vergeben, führe uns nicht in Versuchung“ usw. Das Familienbewußtsein ist so stark ausgeprägt, daß es sich bei den persönlichsten Angelegenheiten in den Vordergrund drängt, gleich als wäre uns persönlich eine Bitte nicht gewährt, wenn sie nicht allen unsern Brüdern und Schwestern im Herrn erfüllt ist. Wer kann sagen, er sei ein Christ in solcher Vollendung? Und doch sollten wir es alle sein!

Geheiligt werde dein Name. Eine hebräische Redensart, die unserem Sprachempfinden fremd ist. Sie bedarf also der Erklärung.

Das Alte Testament spricht oft vom „Namen“ Gottes und meint damit das Wesen des Unsichtbaren und Unbegreiflichen, sofern es sich in irgend einer Hinsicht nach außen kundtut; in der Schöpfung mit ihrer Größe und Herrlichkeit, im Lobe und der Verherrlichung, die Gott durch seine Werke und vor allem durch die Menschen zuteil wird usw. Unzählige Male stoßen wir auf die Aufforderung: Lasset uns den Namen des Herrn

preisen! Lasset uns den Namen des Herrn anrufen! Oder die Anerkennung spricht sich unmittelbar aus: Groß ist dein Name unter den Völkern; dein Name ist Kraft; dein Name ist heilig und furchtgebietend! Es ist uns also der Name Gottes gleichbedeutend mit: Gott, seine Person und seine Interessen; und da wir Gott als Vater angesprochen, so handelt es sich besonders um diese Vaterwürde. Wir würden sagen: Du als Gott und Vater, mit deiner Macht und deiner Liebe.

„Heiligen“ schließt nach dem Sprachgebrauche der Heiligen Schrift ein Zweifaches in sich, die Entziehung vom profanen Gebrauch und die Bewahrung vor aller unehrerbietigen Behandlung einerseits, dann positiv die besondere Weihe und Verehrung zu religiösen und kultischen Zwecken. In diesem Sinne wurden im Alten Bunde der Tempel, die Priester und Leviten, alle männliche Erstgeburt und vieles andere Jahwe „geheiligt“. Das Erlösungswerk Christi wird verschiedentlich von den Aposteln als ein „Heiligen“ der Menschen bezeichnet. Da es sich beim Namen Gottes nicht um eine Weihe an Gott handeln kann, so hat das Wort hier den uns geläufigen Sinn von „heilig halten“, „religiös ehrfurchtsvoll behandeln“.

Wir sprechen demnach in der ersten Bitte unsern Wunsch aus, Gott möge von allen Menschen als das geehrt werden, was er ist: der unendlich Vollkommene, Ursprung und Ziel aller Dinge, Schöpfer und Herrscher, König und Vater der Menschen. In der That kann es ja für ein Kind keine größere Schmach geben, als wenn es sehen muß, wie sein Vater entehrt oder die ihm gebührende Ehre und Anerkennung entzogen wird; kein dringenderer Wunsch, als den Vater erhoben und ausgezeichnet zu wissen; keine größere Freude und Genugtuung, als alle eins in der That des Lobes für den Vater zu erblicken. Und welches Lob, welche Ehre wäre hinreichend, „den heiligen Herrscher, den allmächtigen Vater, den ewigen Gott“ (Präfation) gebührend zu preisen! So besagt die Bitte zugleich eine Aufforderung an alle Geschöpfe und besonders an alle Menschen, für die Verherrlichung Gottes zu arbeiten, die ganze Lebensauffassung so zu gestalten, daß Gott, der Herr und Vater, Ausgangs- und Zielpunkt aller Pläne, Wünsche und Werke sei. Und wie ernst und tief wird dieses Verlangen unserer Seele entströmen müssen in einer Zeit, die mit einer Rückkehr zum Heidentum nicht zufrieden ist, sondern die Zeugnung und Bekämpfung Gottes als wahre Religion hinzustellen wagt!

Zukomme uns dein Reich. Gott wirkt nicht nach Menschenart für Stunden, Tage und Jahre, sondern für Ewigkeiten. Daher kommt

es, daß wir seinen Werken, nicht zuletzt in der Leitung der Seelen, oft zweifelnd oder gar kopfschüttelnd gegenüberstehen, indem wir unsere Eintagsmaßstäbe und die Unfähigkeit, aus Bösem Gutes werden zu lassen, für die Beurteilung zugrunde legen. Was wir als Weltgeschichte bezeichnen, von der ersten Vortrennung unserer Erde aus dem Feuerball der Sonne, die ganze Menschheitsentwicklung hindurch mit Einschluß des Erlösungswerkes und der Geschichte der Kirche, bis zum Tage, der als der letzte bezeichnet werden muß, die ungezählten Menschenleben und Seelenschicksale der Jahrtausende, alles ist nach den Plänen des Ewigen hingeordnet auf „den Großen Tag des Herrn“. Die Propheten des Alten Bundes haben Wunderbares und Schreckhaftes von ihm geschaut und vorausgesagt. Christus der Herr hat ihn oftmals angekündigt als Gericht über „die Welt“, als Beglückung der Kinder Gottes, als Tag der Rechtfertigung und Herrlichkeit des Vaters. Die Apostel ergriffen jede Gelegenheit, jene Stunde dem Bewußtsein ihrer Gläubigen einzuprägen als Trost und Hoffnung in Trübsal, als Erlösung in Leid und Fesseln, als Freude und Genußtuung über Christi und seines Vaters Verherrlichung.

Dieser Tag des Herrn ist das Kommen seines Reiches. Denn sein Reich ist seine Herrschaft als König und Vater. Sein Reich ist seine Verherrlichung durch die Menschen. Sein Reich ist seine Macht über allen Verstand und jeden Willen durch die Liebe. Ja die Vaterliebe soll dann ihre Triumphe feiern, indem nur die eingehen in die Herrlichkeit der Anschauung und des göttlichen Glückes, die als Kinder Gottes befunden werden. Was hier auf Erden keinem Auge sichtbar erschien, die Kindchaftsgnade der Auserwählten, tritt dann offen zutage; und die Liebe Gottes, die hier oft geheimnisvolle und uns unverständliche Wege ging, wird dann unermesslich beglückend offenbar.

Auf diesen Tag gehen die Pläne Gottes als ihren Zielpunkt zu, den Tag seiner reiflosen Verherrlichung durch alle, in Seligkeit oder in Zittern, den Tag seiner endlosen Ehre in alle Ewigkeit. Kann ein Kind um diesen Gedanken und Wunsch seines Vaters wissen und nicht zugleich ihn teilen und sich zu eigen machen!

Dem deutschen Wortlaut entsprechend „zu uns komme dein Reich“ könnte man geneigt sein, in erster Linie an die Beglückung seiner selbst zu denken; aber der griechische und lateinische Text schließen das aus, da sie einfachhin vom Abbrechen der Königsherrschaft Gottes sprechen. So viel war also Christus dem Herrn daran gelegen, unser Augenmerk auf diesen Tag zu

lenken, daß er die Bitte um seine beschleunigte Ankunft zum Gegenstand unseres alltäglichen Gebetes erhob.

Wir dürfen annehmen, die Fülle der Zeiten werde um so eher kommen, je schneller und wirksamer der Segen des Glaubens und der Rindschaftsgnade sich über die Erde ausgebreitet habe. Deshalb schließt die Bitte jene andern um die Gnade der Betehrung der Völker und der Verbollkommnung der einzelnen Gläubigen in sich. Auch sie besagen ja ein Herrschen Gottes über die Menschen. Aber auch sie bleiben hingeordnet auf das Kommen des Herrn „in großer Macht und Herrlichkeit“.

Dein Wille geschehe wie im Himmel also auch auf Erden. Viele Menschen werden schon unruhig und erregt, wenn sie nur das Wort vom Willen Gottes hören. Wille ist ihnen insofge bitterer Lebenserfahrungen oder aus der Vormacht ihres Gefühlslebens heraus gleichbedeutend geworden mit Saune, Tyrannei, Anechtung. Und nur zu leicht neigen sie dazu, auch an Gottes Willen diesen Begriff anzulegen. Gottes Wille aber ist heilig und gut, ohne jeden Schatten von Unvollkommenheit. Gottes Wille ist Gott selbst. Er hat bestimmte Forderungen an uns Menschen, muß sie haben, wenn er sich nicht selbst aufgeben soll. Nicht alles im Willen Gottes ist notwendig mit seinem Wesen schon gegeben, aber auch das ist doch wieder notwendig gut und heilig, auf die Verherrlichung seiner selbst gerichtet und zugleich auf das Beste der Menschen. Denn „das ist der Wille Gottes: eure Heiligung“ (1 Theff. 4, 3).

Wie sollen auch sonst die Pläne Gottes in der Schöpfung und Erlösung zur Wirklichkeit werden, wenn sein Wille in all seinen Anordnungen nicht erfüllt wird! Und das nicht irgendwie nur, nein: „wie im Himmel, also auch auf Erden“. Im Reiche seines ewigen Lichtes droben, nicht minder aber hier unten im Tale der Tränen. Ja, mit der gleichen Genauigkeit, absoluten Vollendung und inneren Hingabe hier wie dort. Und weil es auf Erden dem Menschen allein gegeben ist, seine Freiheit gegen Gottes Willen zu gebrauchen, so ist vor allem der Wunsch ausgesprochen, des Menschen Wille möge in sittlicher Vollkommenheit seine Wege wandeln, er möge sich dem göttlichen Willen anpassen und angleichen, damit so nicht zwei Willen seien, sondern in der Liebe des Kindes zu seinem Vater nur einer, der des Vaters.

Wahre Liebe macht willig, gefügig und selbstlos. Liebe aber macht auch teilnehmend, mitleidend und mitbessernd. Wessen Seele also kann wahre Kindesliebe in sich bergen, ohne das ernste Streben nach sittlicher Vollendung, ohne reistlose Hingabe an Gottes Willen. Wessen Mund kann

„Vater“ zu Gott sprechen, ohne schmerzlich die vielen Auslehnungen gegen Gott und die zahllosen Schwachheits- und Nachgiebigkeitsfehler bei sich und andern zu beklagen, ohne den lebhaften Wunsch in sich zu empfinden, für ihre Minderung zu beten und zu arbeiten.

Welch eine Selbstlosigkeit doch dieser erste Teil des Vaterunsers vom Betenden erwartet und gleichsam fordert! Vergleichen wir Gegenstand und Weise des Gebetes mit vielen der üblichen Gebetbücher und noch mehr mit denen vieler Gläubigen, dann findet sich ein merkwürdiger Unterschied.

Im Mittelpunkt des Vaterunsers steht Gott der Vater, im Mittelpunkt des Gebetslebens nur zuvieler Menschen das eigene Ich. Christus lehrt uns, zuerst ans Loben, Schenken und Bitten für Gott denken, dann erst in der zweiten Hälfte an uns. Viele Menschen aber kennen nur ein Beten, das gleichbedeutend ist mit Bitten und Betteln für die eigene Person; als ob Gott nur dazu da sei, für sie und ihre kleinen Interessen im Sinne ihrer augenblicklichen Not und Stimmung zu sorgen. Wie selbstsüchtig sind wir doch geworden, daß uns selbst Gott eben gut genug ist, in unserem Dienste zu stehen!

Manche gehen noch weiter und fragen bei allem: Was bringt es mir ein? Aus Furcht vor Strafe oder Heimsuchung verrichten sie ihre Gebete, und was sie freiwillig hinzutun, ist vom Gedanken beherrscht: dann wird Gott mir gut sein. Arme Menschen! Am Ende stehen sie vor Gott dem Herrn doch mit ihrem bloßen Ich da!

Christus der Herr lehrt uns, an unsere Schuld erst an fünfter Stelle zu denken. Viele Menschen kennen kaum einen andern Gegenstand ihres Gebetes als ihre Sünden und Fehler. Ein Wort des Lobes und Dankes kommt niemals über ihre Lippen, es könnte ja die Gefahr der Überhebung und damit wieder eine Sünde darin liegen, wenn sie anerkennen, daß Gott ihnen etwas Gutes geschenkt, sie es also besitzen.

Welch eine Verirrung! Gott die Ehre entziehen, um selbst nicht einen möglichen Nachteil zu haben. Welch eine Tragik! Immer nur das liebe Ich aus vermeintlicher Gewissenhaftigkeit. Immer in Furcht, in der Furcht des Knechtes, wo sie doch freie Kinder Gottes sind. Als ob nicht ein Apostelwort uns die unfehlbar richtige Anweisung gäbe, wenn es sagt: „Furcht ist nicht in der Liebe; sondern die vollkommene Liebe treibt die Furcht aus, denn die Furcht hat den Charakter der Strafe. Wer aber fürchtet, der ist nicht vollkommen in der Liebe“ (1 Joh. 4, 18).

Gibt es denn keine Gefahr für unsere Seele? Gewiß, aber wenn die Abgründe des Seelentodes uns so vielfach umgäben, wie es manchen scheint,

dann wäre Gott in Wahrheit kein Vater, sondern ein Tyrann, seine Seelenleitung wäre Qual und nicht Liebe. „Darin ist die Liebe Gottes in uns zur Vollkommenheit gelangt, daß wir am Tage des Gerichtes Vertrauen haben“ (ebd. Vers 17).

Wie werden wir also beten: mit Christus oder mit blinden Führern?

Unser tägliches Brot gib uns heute. Demnach auch das Notwendigste für unser leibliches Leben erst nach den großen Interessen Gottes? Wer möchte daran zweifeln! Denn selbst wenn wir Hungers sterben sollten, würde das ja nichts anderes bedeuten, als daß die Ewigkeit für uns um einige Augenblicke eher ihren Anfang nähme als sonst.

Doch Christus lehrt uns beten um das tägliche Brot. Ja dem griechischen Texte zufolge sagt er sogar: „Unser morgiges Brot gib uns heute.“ Wohl damit uns keine Sorge um morgen bedrücke, da wir seinen Lebensunterhalt gesichert wissen. Denn an den körperlichen Lebensunterhalt ist nach der Erklärung der heiligen Väter mit dem Worte „Brot“ gedacht. Für wie manche auf dieser Erde bildet dieser in der That die erste Sorge.

Und wenn sie für dich persönlich nicht besteht, bedenke, daß es heißt: „Unser tägliches Brot gib uns heute.“ Bete, wünsche und Sorge nach dem Maße deiner Kräfte, daß auch andere ihr Brot erhalten. Sonst wird das Apostelwort wahr: „Was nützt es, meine Brüder, wenn jemand sagt, er habe den rechten Glauben, wenn er aber die Werke des Glaubens nicht vollbringt? Kann der Glaube ihn retten? Wenn dein Bruder und deine Schwester keine Kleidung haben und den täglichen Lebensunterhalt entbehren, und nun einer aus euch ihnen sagt: ‚Geht nur hin in Frieden, werdet warm und satt‘, dabei ihnen aber nichts gibt, was dem Körper vonnöten ist, was kann es ihnen helfen? So ist auch der Glaube, wenn er die Werke nicht betätigt, tot“ (Jak. 2, 14—17).

Die Vulgata übersetzt das ursprüngliche griechische Wort „überheute“ mit „übernatürlich“ und denkt dabei an das Brot der Gnade im allgemeinen oder an das eucharistische Brot im besondern. Beide sind ja im eigentlichen Sinne das Brot der Kinder Gottes, für sie bereitet vom Vater der Liebe. Machen wir uns also das Gebet auch in dieser Hinsicht getrost zu eigen und treten wir zum Tische des himmlischen Vaters. Aber suchen wir auch dabei nicht uns selbst, sondern nehmen wir die Gabe erst, nachdem wir uns im Opfer Gott geweiht und geschenkt haben.

Ob es wohl über den Inhalt der vierten Bitte hinausgeht, wenn wir das „tägliche Brot“ auch von der natürlichen Nahrung der Seele verstehen?

Wie mancher hungert und dürstet nach tieferer wissenschaftlicher oder religiöser Bildung, aber die drängende Arbeit des Berufes oder äußere Schwierigkeiten lassen ihm weder Zeit noch Kraft. Möge das „uns“ der Bitte auch für sie ein Gebetshäuflein oder hier und da eine Gabe erübrigen lassen.

Und vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unsern Schuldigern. Es mag manchem auffallend erscheinen, daß die Bitte um Verzeihung für Sünden, Fehler und sittliche Schwachheiten erst nach jener um den notwendigen Lebensunterhalt ihren Platz gefunden hat. Gibt es doch nicht wenige, die fast nur von der Furcht vor der Sünde statt von der Liebe leben, und in deren Gebeten die um Nachlassung der Verfehlungen die erste Stelle einnimmt. Und doch muß Christus der Herr wissen, warum er uns so und nicht anders gelehrt.

Ein Grund möchte jedenfalls darin zu suchen sein, daß die selbstlose Liebe und das reiflose Eintreten für die Interessen Gottes, wie es sich in den ersten Bitten ausdrückt, aus sich schon einschließt eine Abkehr von allem sündhaften Handeln und für den Fall einer vorgegangenen Sünde eine Heimkehr zum Vater der Erbarmungen besagt. Sodann bleibt dem Sünder bei längerer Erhaltung seines leiblichen Lebens immer noch Gelegenheit zu Buße und Reue, so daß das Leben unter dieser Rücksicht wichtiger ist als die Befehrung. Schließlich spricht sich im christlichen Bewußtsein der alten Zeit, das vom Herrn seine Richtung erhalten hat, die Überzeugung aus, für den durch die Taufe zum Kinde Gottes Erhobenen sei eine schwere Sünde mit dem Verlust der Kindschaft etwas so Ungeheuerliches, daß es nur äußerst selten vorkommen könne. Diese Bitte wurde also für die Kinder Gottes in erster Linie von läßlichen, kleineren Sünden und täglichen Schwachheitsfehlern verstanden.

Ohne Zweifel haben wir alle Grund genug, um diese Vergebung zu flehen; auf der andern Seite sollten wir uns auch vor Übertreibungen hüten. Denn Gott ist uns ein gütiger Vater, der seiner Natur nach zum Erbarmen geneigt ist, wo immer er nur einigermaßen guten Willen wahrnimmt. Machen wir in dieser Hinsicht uns kein Bild von Gott, das auf unsern irdischen Vater zu übertragen wir uns schämen würden. Glauben wir doch gar nicht, ihm dadurch Ehre antun zu können, daß wir ihn für unnachsichtig, erbarmungslos und nachtragend halten.

Weniger Aufmerksamkeit widmen manche dem Zusatz dieser Bitte, ob schon er vollste Aufmerksamkeit verdient. Merkwürdig. Nur diese Bitte hat einen Zusatz. Und welchen! „Wie auch wir vergeben unsern Schuldigern.“

Ja der griechische Text besagt sogar: „wie auch wir vergeben haben . . .“. Und als ob der Herr fürchtete, die Bedeutung dieser Worte sei nicht klar genug erfasst worden, fährt er nach Beendigung der Gebetslehre fort: „Wenn ihr nämlich den Menschen ihre Sünden nachgelassen, dann wird der himmlische Vater auch euch eure Fehler vergeben. Wenn ihr aber den Menschen nicht verziehen habt, dann wird der himmlische Vater auch euch eure Sünden nicht erlassen“ (Matth. 6, 14 f.). Der Zusatz besagt also eine Vorbedingung und einen Maßstab für die Verzeihung von seiten Gottes: „Wenn — dann“ und „soweit — wie“.

Es würde zu weit führen, die Wichtigkeit der brüderlichen Verzeihung in der Lehre des Herrn auch nur anzudeuten. Wie er die Liebe zum Grundgesetz seiner Religion erhob, zum Eckstein in unserem Verhalten Gott gegenüber, so auch die Liebe und mit ihr die Verzeihung zum Grundgesetz in unserem Verhalten gegenüber dem Nächsten. Wir wissen, daß bei der großen Abrechnung des Lebens nicht die Fragen gestellt und die Maßstäbe angelegt werden, auf die nicht wenige Christen unserer Tage für die Beurteilung wahrer Frömmigkeit so viel Wert legen, sondern ob und wie weit wir unsere Mitmenschen geliebt haben in Gesinnung, Wort und Tat. Die Verzeihung aber ist nur ein Anfang der Liebe.

Wie weit vom Christlichen Ideal sind wir doch herabgesunken! Was würde der Feuergeist eines hl. Paulus sagen, wenn er heute wieder unter uns erschiene; er, der den Korinthern einen bitteren Vorwurf daraus machte, daß sie Rechtschändel untereinander hätten und diese gar vor nichtchristliche Richter brächten! Wahre Liebe ertrage lieber Verlust und Unrecht, als solche Wege zu gehen (1 Kor. 6, 1 ff.).

Und führe uns nicht in Versuchung. Wir brauchen diese Redewendung nicht im bloßen Sinne einer Probe und Prüfung, sondern von der bösen Absicht eines andern, uns eine sittliche Niederlage beizubringen. Das gilt besonders, wenn er eine Schwäche unsererseits benutzt. Es versteht sich von selbst, daß Gott auf diese Weise und in dieser Absicht nicht „versucht“. Klar sind die Worte des Apostels: „Niemand sage bei einer Versuchung, er werde von Gott versucht, denn Gott versucht nicht zum Bösen, er versucht niemand. Ein jeder wird vielmehr versucht, indem er von seiner eigenen Begierde hingezogen und angelockt wird“ (Jak. 1, 13 f.).

Aber Gott kann zulassen, daß solche Versuchungen an uns herantreten. Der Sinn der Bitte wäre dann: Laß uns nicht in eine Versuchung fallen, die uns Schaden bringt. Dieses Gebet drängt sich uns auf die Lippen aus

der Überzeugung und Erfahrung der eigenen Schwäche und Armseligkeit bei wirklich ernsten Entscheidungen des sittlichen Lebens. Ja auch bei den kleinen und kleinsten des täglichen Lebens, wo wir nur zu oft mehr oder weniger bewußt uns selbst hintergehen, indem wir allerlei Gründe suchen und natürlich auch finden, dem lockenden Augenblick uns hinzugeben.

Wo lebt noch der ursprüngliche christliche Geist, aus dem heraus der Apostel schreiben konnte: „Erachtet es für eine lautere Freude, meine Brüder, wenn ihr in mancherlei Versuchungen fallt, in der Erkenntnis, daß die Glaubensprobe Geduld wirkt. Die Geduld aber soll ein vollkommenes Werk zustandebringen, auf daß ihr vollendet und ohne Mangel dasteht, um nichts hinter dem Ideal zurück“ (Jak. 1, 2 f.). Wie ängstlich gehen so viele jeder Gelegenheit aus dem Wege, für ihren Gott einen ehrenhaften Kampf zu bestehen und ihre Treue zu erweisen! Gewiß ist die Bitte ein Anerkennen der eigenen Schwäche, aber, wie die heiligen Väter auch beifügen, zugleich eine Äußerung mutigen Vertrauens auf die Gnadenhilfe Gottes. Ein Kind, das den Mut nicht hat, auch eine Gefahr für seinen Vater zu bestehen, beweist, daß ihm wahre Liebe fehlt. Hat nicht Christus der Herr im hohenvaterlichen Gebet bei den wunderbaren Worten für die Seinigen gebetet: „Ich bitte nicht, du mögest sie aus dieser Welt herausnehmen, sondern sie vor dem Bösen bewahren“ (Joh. 17, 15), und damit ausdrücklich gewollt, wir sollten den Kampf mit der argen Welt aufnehmen und zur Ehre des Vaters führen!

Aber etwas anderes ist Versuchungen zu bestehen haben und in Versuchung fallen. Hat doch auch der Herr in der Wüste, wie die Heilige Schrift bemerkt, „versucht“ werden wollen; aber er ist der Versuchung nicht im geringsten erlegen, ja sie ist für ihn nicht einmal eine Gefahr geworden. Und von wirklichen Gefahren für das Glaubens- und Sittenleben ist in der Bitte des Vaterunsers die Rede; vor ihnen möchten wir bewahrt, in sie nicht hineingeführt werden.

Sondern erlöse uns von dem Übel. Wohl besagt diese Bitte einen gewissen Gegensatz zu der vorhergehenden, aber es ist keineswegs nur eine andere Ausdrucksweise für die gleiche Sache. Sie bietet vielmehr eine Ergänzung zu ihr. War dort die Rede von Bewahrung vor Gelegenheiten, die eine ernste Gefahr für unser Seelenleben bedeuten, ihm also aller Voraussicht nach Schaden bringen werden, so bitten wir hier um Befreiung von jeglichem Übel überhaupt. Äußere Not, widrige Verhältnisse, Unglück der verschiedensten Art, Intrigen, Verleumdungen, Ehrabschneidungen,

Krankheit des Leibes und der Seele, und alles, was immer als Übel im Leben empfunden wird, alles dies gehört hierhin. Man hat wohl den Versuch gemacht, das griechische Wort als „den Bösen“, den Teufel, zu deuten, aber es fehlt im Sprachgebrauch der Heiligen Schrift jede Berechtigung dazu. Er ist auch ein Übel für uns, gehört also mit zum Inhalt der Bitte; keineswegs jedoch ist nur von ihm die Rede.

Ist es nicht besser, die Übel des Lebens geduldig hinzunehmen, als um ihre Abwendung zu bitten? Ob nicht Christus der Herr mehr Verständnis für unser Seelenleben gehabt, wenn er uns lehrte, so und nicht anders zu beten? Es hat den Anschein, als ob hier und da Gleichmütigkeit gegenüber den Gütern und Übeln dieses Lebens mit Gleichgültigkeit ihnen gegenüber verwechselt würde. Wie stark und tief entspricht doch gerade diese Bitte dem von Gott in uns hineingelegten Drang nach Glückseligkeit, dem Besitz aller Güter schlechthin! Das Übel aber in all seinen Formen ist ein Feind der Glückseligkeit. Die Gleichmütigkeit wird auch durch das dringlichste Flehen nicht beeinträchtigt, da wir es ja Gott vertrauensvoll überlassen, wie und wann er diese Bitte wirksam erhört. Und wie oft haben wir im Leben etwas als Gut einschätzen gelernt, was uns bei der ersten Begegnung als Übel erschien. War nicht auch das eine Erhöhung unseres Gebetes?

Wenn aber jemand aus Liebe zum Gekreuzigten sich gedrängt fühlt, um Teilnahme an seinen Leiden, also um die Übel dieses Lebens zu bitten, dann behält auch für ihn noch die Bitte ihren Sinn. Denn auch um Erlösung vom sittlichen Übel, der Sünde in ihren zahllosen Abstufungen, bitten wir. Ja die Sünde ist das Übel schlechthin, weil sie uns Gott entfremdet oder von ihm trennt.

So steht das Vaterunser als ein wahrhaft göttliches Gebet vor uns. Alles begreifende Weite des Inhalts, tiefste Erfassung des menschlichen Wesens und Lebens, feinste Anpassung an das Wünschen und Wollen mit geradliniger Hinführung zum Ursprung und Ziel alles Geschaffenen zeichnen es aus. Höchster Idealismus ist verbunden mit erstaunlicher Herablassung zu den kleinsten Nöten unseres Daseins. Wer es von Herzen betet, ist ein Kind Gottes in seiner schönsten und wahrsten Bedeutung. Möchte es auch viele zu ehrfürchtvoll-vertraulicher, dankbar-freudiger Lebensauffassung eines Kindes heranbilden. Möchte es vielen die Bedeutung des Gebetslebens überhaupt erschließen und Wegweiser werden auch für das persönlichste Gebet.

Joseph Kramp S. J.